



Michael Kupfer-Radecky

Gut Ding braucht Weile

Die Karriere des Baritons Michael Kupfer-Radecky verläuft ziemlich außergewöhnlich. Im Gegensatz zur aktuellen Schnell-ganz-viel-und-dann-gleich-wieder-weg-Mentalität vieler Häuser und Agenturen hat Kupfer-Radecky langsam und mit viel Bedacht seine Stimme entwickelt.

Das erste Engagement ist 20 Jahre her, doch erst jetzt, mit Mitte 40, werden die ganz großen Häuser auf ihn aufmerksam. Sein angenehmer, textverständlicher Bariton ist das Ergebnis vom »Lernen über die Jahre in den verschiedensten Situationen«. Außerdem legt er Wert auf die Persönlichkeit seiner Stimme, das »warme Timbre«, und dass man ihm die »Reife« jetzt auch anhört. Man könnte sagen, da ist »ein Knoten geplatzt«. Kupfer-Radecky nennt es eher das Ergebnis eines gesunden Entwicklungsprozesses, den er seiner Stimme über die Jahre geben konnte. Mit ihm sprach Iris Steiner.

Haben Sie sich den Beruf so vorgestellt?

Nein. Im Studium ist man im Kosmos Musikhochschule gefangen und bekommt nicht viel mit vom »wirklichen« Beruf. Ich habe in Salzburg studiert, da gilt das möglicherweise besonders, und im Opernstudio in München sieht man auch nur die Top-Abende. Erst in Koblenz habe ich gemerkt, dass Singen wirklich Arbeit ist. Ein ganz schönes Erwachen! Hätte ich das vorher gewusst, wäre ich wahrscheinlich Speditionskaufmann geblieben, die Ausbildung hatte ich bereits abgeschlossen und war darin ganz gut. Sichere Karriere, sicheres Einkommen, all das. Mein Entschluss, Sänger zu werden, kam sehr stark von dem Wunsch, auch solche Highlight-Abende haben zu wollen, die ich als Student in Bayreuth und Salzburg erlebt hatte. Diese Welt hat mich fasziniert.

Was hat Sie in Ihrer Karriere bisher am meisten geprägt?
Sicher mein erstes Festengagement in Koblenz 1997/98. Dort habe ich gelernt, was es heißt, wirklich als Sänger zu arbeiten und diesen Beruf auszuüben. 90 Vorstellungen im ersten Jahr, darunter freilich nicht nur Highlight-Abende. Das war viel und hat mich geprägt.

Bariton ist nicht gleich Bariton. Wo genau sehen Sie Ihre Stimme?

Seit meiner Ausbildung in Salzburg war ich der deutsche lyrische Bariton mit der Tendenz, vielleicht einmal den Don Giovanni singen zu können. Außerdem hat man mir immer wieder gesagt, dass ich wahrscheinlich Tenor bin. Wahrscheinlich, weil ich immer schon eine gute Höhe hatte. Mit dieser Einschätzung kann man mich heute noch nerven, weil es ziemlicher Blödsinn ist, das Stimmfach an den Spitzentönen festzumachen. Wichtig ist doch viel mehr, wo sich die Stimme »zu Hause« fühlt, wo ihre Mitte ist. Die Tessitur eines Tenors ist einfach zwei Töne zu hoch für mich. Nur den Klang als Maßstab zu nehmen, ist ohnehin nicht die beste Lösung. Im Prinzip merkt man am eigenen Körper, welche Partien einem liegen und welche nicht. Diesem Gefühl sollte man folgen. Stimmfächer sind für mich eher eine Orientierung als eine Endstufe. Ich bin Bariton und kann mir vorstellen, einen »Walküre«-Wotan zu singen UND einen Wolfram. Dabei soll es bitte auch bleiben, Unterkategorien sind eine überflüssige Einschränkung. Mit dem Wotan habe ich übrigens aus ganz anderen Gründen lange gekämpft: Der war einfach nicht mein Charakter! Über die Musik lernte ich dann, die Rolle zu lieben, aber ich mag diese Figur immer noch nicht so sehr. So etwas ist dann manchmal mehr eine Entscheidungsgrundlage als diese seltsame Stimmfacheinteilung.

Das klingt so, als ob Sie in Ihren ersten Jahren einige »Aha-Erlebnisse« hatten?

Das stimmt. 2002/2003 habe ich in einer Bremerhavener »Don Carlos«-Produktion meinen ersten Posa gesungen, das würde ich als eine Schlüsselrolle bezeichnen. Der dramatische Moment beim Singen lag mir erstaunlicherweise sehr und ich fand heraus, dass mir dramatisches Singen viel mehr liegt, als lyrische Melismen. Diesen »Aha-Effekt« habe ich dann mit Gustav Kuhn besprochen, der seit 2000 mein musikalischer Mentor war. Er hat mich darin bestärkt und mir die Idee an die Hand gegeben, Rollen wie den Posa mit »meiner« Stimme zu singen und in mich hineinzuhören, was passiert. Die zweite wichtige Partie in diese Richtung war der Enrico in »Lucia di Lammermoor« während meines Engagements ab 2006/2007 in Krefeld-Mönchengladbach.

Was war zwischen dieser Zeit und dem Hans Sachs, den Sie jetzt bereits mehrfach auch an großen Häusern gesungen haben?

Bis 2011 war ich fest in Krefeld-Mönchengladbach engagiert und durfte eine tolle Mischung verschiedenster Rollen singen. Donizetti, Philipp Glass, Operette, quer durch den Gemüsegarten. Gleichzeitig habe ich in Erl die Sommer über Rollen wie beispielsweise Klingsor und Kurwenal gemacht und langsam angefangen, daran zu glauben, dass eine Entwicklung in Richtung eines Wotans möglich ist. In diese Zeit fallen auch mein erster Elias, eine sehr schöne Erfahrung, und die Erkenntnis, dass dies eine sehr gute Übung für den Sachs ist. Eine Rolle, von der ich ahnte, dass sie so etwas wie meine »Erfüllung« werden könnte. Ab 2011 war ich dann freischaffend, und wieder hat mich Gustav Kuhn darin bestärkt, weiter über meine Entwicklung nachzudenken. Er sagte mir schon 2011, dass

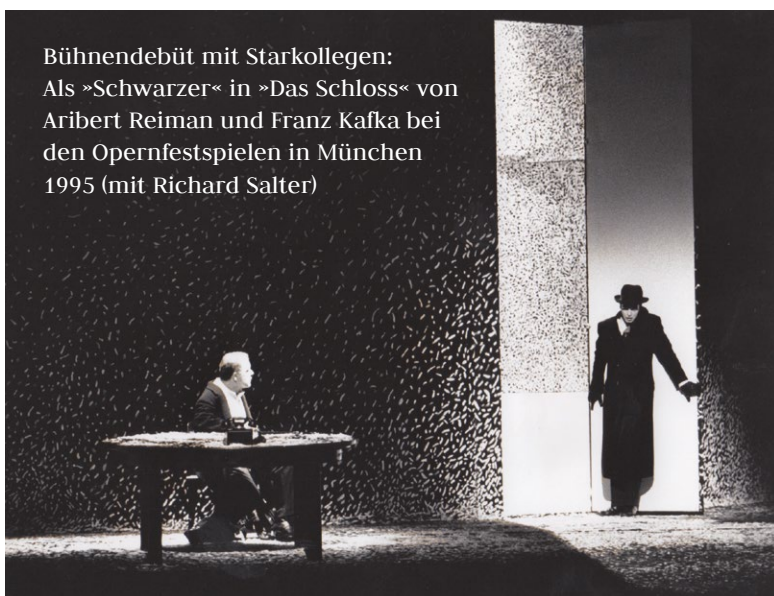
er sich mich 2015 als Sachs bei der Wiederaufnahme in Erl vorstellen könnte. Vorausgesetzt, ich könnte das auch! 2015 war es dann soweit, mein Rollendebüt in Erl.

Welchen Stellenwert hat Erl in Ihrer Karriere?

In Erl habe ich gelernt, was wichtig ist für den Beruf, und man hat mir vertraut und an mich geglaubt. Das war sonst nicht immer der Fall. Ich habe von Gustav Kuhn immer das Feedback bekommen, dass man als Sänger langfristige denken muss. Im heutigen Operngeschäft werden Engagements vor allem an den Stadttheatern so vergeben, wie sich der Sänger im Moment des Vorsingens präsentiert. Leider wird man dann oft, gerade in jungen Jahren, stimmlich überstrapaziert und keiner kümmert sich mehr um die Entwicklung einer jungen Stimme. Das war bei mir auch so. Nach zwei Jahren in meinem ersten Engagement war ich stimmlich völlig fertig. Ich betrachte Erl daher als »Schaufenster« meiner Entwicklung. Gustav Kuhn hat mir Sicherheit gegeben und meine Bedenken genommen, auch in Zeiten, in denen es stimmlich nicht so gut lief. Ich habe als Harlekin in »Ariadne auf Naxos« mit ihm angefangen und die Möglichkeit bekommen, mich in einem größeren Repertoire auszuprobieren. An den kleinen Häusern, an denen ich damals gesungen habe, gab's einfach nicht so oft den »Ring«, da bekommt man gar nicht die Gelegenheit. Es hat mich auch lange Jahre gekostet, daran glauben zu können, dass ich Lieder singen kann. Gustav Kuhn hat mich darin ermutigt, immer im Hinblick auf meinen musikalischen Reifeprozess. Wahrscheinlich hätte ich ohne diesen Rückhalt irgendwann aufgegeben und wäre heute in einem anderen Beruf.

Was halten Sie vom Erler Ausbildungssystem? Das ist im Moment ja nicht ganz unumstritten.

Ich habe das Gefühl, dass Gustav Kuhn mit seiner Akademie versucht, dem allgemeinen Trend entgegenzuwirken, das »Produkt Sänger« nur mit jeweils aktuellen stimmlichen Möglichkeiten zu nutzen. Leider übernimmt ein Theater heute nicht mehr unbedingt die Aufgabe des Entwickelns, übrigens auch die meisten Agenturen nicht. Wie es weitergeht, muss man ganz allein entscheiden, und damit ist man als Berufsanfänger oft überfordert. Soweit ich das sehe, geht eine Beurteilung in Erl nie nur auf ein einziges Vorsingen zurück. Kuhn kann auch in einem schlechten Vorsingen eine Stimmqualität erkennen. Und er plant langfristig, wie man jemanden aufbauen und weiterentwickeln kann. Ich habe im Jahr 2000 mit ihm zu arbeiten angefangen und die Erfahrung



Bühnendebüt mit Starkkollegen:
Als »Schwarzer« in »Das Schloss« von
Aribert Reiman und Franz Kafka bei
den Opernfestspielen in München
1995 (mit Richard Salter)

gemacht, dass man in Erl viel lernen kann, wenn man offen ist und bereit, in sich selbst zu investieren. Es geht darum, seine Stimme zu beobachten, mit ihr umzugehen und sie zu beeinflussen, aber auch um musikalische und persönliche Dinge, die eine Sängerpersönlichkeit formen. Man lernt zu reflektieren und zu filtern. Es gibt eine ungeheure Möglichkeit, sich selber auszuprobieren und zu erfahren. Das ist manchmal hart, weil es an die persönliche Substanz geht. Aber sicher nicht härter, als ohne



Oben eine unglaublich intensive Zusammenarbeit: MK als »Jochanaan« in der Klagenfurter »Salome« 2016, mit Anna Gabler und Michael Sturminger. Links der »erste Sachs« in den »Meistersingern« bei den Tiroler Festspielen Erl – was für eine Reise bis dahin! Unten eine tolle Herausforderung: Ein »menschlicher Wotan« statt eines »göttlichen« – in der Oldenburger Inzenierung der »Walküre« 2017

Vorbereitung auf dem freien Markt überleben zu müssen. Ein Sänger ist immer sein eigener Unternehmer, auch das habe ich in Erl gelernt. Und ich bin dankbar für das Handwerkszeug, das ich dort bekommen habe.

Wie sehen Ihre konkreten Pläne in der nächsten Zeit aus?

Zunächst singe ich im Mai und Juni den Don Pizarro in einer »Fidelio«-Inszenierung von Katharina Wagner in Tokio. Im Herbst gibt es, nach meinem Weggang vom Opernstudio, sozusagen ein zweites Debüt an der Bayerischen Staatsoper, als Kothner, und ich freue mich sehr, dass das endlich mal geklappt hat. Dann werde ich Anfang 2019 erstmals eine zweite Hauptrolle in derselben Oper singen: Den Pelléas in Debussys »Pelléas et Melisande« habe ich bereits am Theater Bremerhaven gesungen, nun mache ich den Golaud am Stadttheater Klagenfurt. Darauf freue ich mich auch, weil Debussy eine andere Art des Singens einfordert als beispielsweise Wagner oder Strauss. Im April 2019 steht Strawinski auf dem Programm – »Ödipus Rex« im Rahmen einer großen konzertanten Reihe an der Staatsoper Han-



nover. Außerdem freue ich mich auf weitere fixierte Engagements in den kommenden Jahren an großen Häusern, die aber noch inoffiziell sind.

Und dann? Ihre Vision?

Nach einem Sachs-Einspringer in Paris habe ich Blut geleckt und möchte jetzt natürlich mehr von diesen großen Rollen an großen Häusern singen. Wenn ich schon nach meinen Visionen gefragt werde, hätte ich gerne die Mischung mit den mittleren Häusern beibehalten. Dort gibt es oft spannende, phantasievolle Produktionen und wunderbare Arbeitsbedingungen mit tollen Kollegen. Ensemble-Theater ist ein guter Ausgleich zu den vielen Reisen, die eine Freiberuflichkeit so mit sich bringt. Wenn ich nach Wunschrollen gefragt werde, fällt mir spontan der Barak in »Frau ohne Schatten« ein und natürlich der Wozzeck, ein toller Charakter, der einen guten Schauspieler-Sänger braucht. Vielleicht auch die Titelpartie in Reimanns »Lear«, spannende Handlung und faszinierende Musik! Man wird sehen. Leben ist das, was passiert, während man etwas Anderes plant. An dem Spruch ist schon etwas dran ...